

Meine Grenzen, meine Gestalt

Viele Jahre habe ich Tagebuch geschrieben. Ganz analog. Mit Stiften, Heften, Büchern, Büchlein. Über hundert habe ich begonnen, viele davon nie beendet. Manche blieben nach wenigen Seiten liegen, andere begleiteten mich durch Monate, durch Krisen, durch Aufbrüche, durch jene eigentümlichen Zwischenzeiten, in denen man noch nicht weiß, was aus einem Gedanken werden will.

Heute sehe ich diese unvollendeten Bücher milder. Sie waren keine gescheiterten Werke. Sie waren Sprachwerdung. Und Sprachwerdung ist, unbescheiden gesagt, ein Stück Menschwerdung. Vielleicht darf man dabei sogar einen Seitenblick ins Evangelium wagen: Im Anfang war das Wort. Nicht die fertige Meinung. Nicht das Programm. Nicht die Strategie. Das Wort. Der Versuch, Welt zu berühren, indem man sie ausspricht.

Ich habe lange mit Worten gerungen, die größer waren als ich. Mit Karl Jaspers habe ich um den Begriff der Größe gerungen. Nicht um Größe als Denkmal, nicht um Größe als Überlegenheit, sondern um jene eigentümliche Weite, in der ein Mensch mehr wird als seine Rolle, seine Zeit, seine Funktion. Mit Gisbert Kaufmann habe ich an der Ruhr-Universität Bochum Tagebücher gelesen: Max Frisch, Albert Camus, Peter Handke und andere. Wir haben sie durchforscht, durchkämmt wie einen Hang voller Blaubeerbüsche. Man findet nicht alles auf einmal. Man bückt sich, hebt Blätter an, entdeckt etwas, übersieht etwas, kommt später zurück.

Auch in der Kirchengeschichte suchte ich nicht zuerst Lehrsätze, sondern Inkarnationen lebensfähiger Ideen. Guardini, Bonhoeffer, später Franz Josef Nocke, Franz Josef Ortkemper und andere wurden mir nicht wichtig, weil sie alles wussten, sondern weil sie Instanzen blieben, indem sie weiter fragten. Sie wurden alt. Auch sie verloren Sicherheiten. Auch sie mussten mit der Endlichkeit ihrer Sprache leben. Aber gerade darin wurden sie glaubwürdig: nicht durch Allmacht, sondern durch Ansprechbarkeit.

Vielleicht habe ich lange geglaubt, ein Gedanke müsse erst groß genug werden, bevor ich mit ihm hervortreten darf. Heute entdecke ich etwas anderes. Meine Grenzen sind nicht nur Hindernisse. Sie sind Garanten meiner Gestalt. Ich kann mich sehen, weil ich nicht alles bin. Ich kann mich begreifen, weil ich begreife, welche Möglichkeiten meine Zeit mir bietet — und welche nicht. Ich muss nicht in jeder Sprache sprechen. Ich muss nicht jedes Lager versöhnen. Ich muss nicht alle historischen, politischen und theologischen Knoten lösen. Ich habe zu jedem Zeitpunkt bestimmte Anschlussmöglichkeiten. Und meine Aufgabe ist es, sie wahrzunehmen.

Das ist eine eigentümliche Befreiung. Meine Gedanken sind weder ewig noch allmächtig. Sie sind zeitlich, verletzlich, vorläufig. Und doch ist manchmal eine warme Nähe des Göttlichen in ihnen. Manchmal erscheint sie in der Schönheit widerspruchsfreier Logik, wenn ein mathematischer Zusammenhang plötzlich klar und ruhig vor mir steht. Manchmal erscheint sie in einer gelingenden Übersetzung zwischen Menschen, die einander zunächst fremd waren. Manchmal ist sie nichts als wärmende Menschennähe: ein Satz, der ankommt; ein Blick, der nicht richtet; eine Frage, die einen Raum öffnet.

Robert Spaemann hat unsere Grammatik einmal den letzten, den finalen Gottesbeweis genannt. Dieser Gedanke hat mich nie losgelassen. Dass wir überhaupt sagen können: ich, du, wir, wahr, gut, sollen, dürfen, hoffen — darin liegt mehr als ein biologischer Zufall. Aber vielleicht gibt es noch

eine Steigerung dieser Ahnung. Vielleicht beweist nicht schon die Grammatik Gottes Nähe, sondern die hermeneutische Möglichkeit, uns in unserer Verschiedenheit zu verstehen. Nicht nur, dass Sprache Regeln hat. Sondern dass sie Brücken bilden kann. Dass ein Mensch in seinem Wort erscheinen kann und ein anderer ihn nicht sofort vernichten muss. Dass zwischen uns ein Raum entsteht, in dem etwas Neues anfangen darf.

Hier berührt sich mein alter Tagebuchweg mit Hannah Arendt. Menschwerdung geschieht nicht allein im Innern. Sie geschieht dort, wo wir erscheinen, sprechen, antworten, beginnen. Nicht als fertige Wesen, sondern als Anfangende. Vielleicht war jedes angefangene Tagebuch ein kleiner Versuch, mir selbst einen solchen Erscheinungsraum zu geben. Und vielleicht ist das, was jetzt vor mir liegt, nur die spätere, öffentlichere Form derselben Bewegung: Sprache suchen, Welt suchen, Menschen suchen, die noch ansprechbar sind.

Ich werde nicht dadurch wirklich, dass ich grenzenlos werde. Ich werde wirklich, indem ich meine Grenzen bewohne. In ihnen gewinnt mein Denken Kontur. In ihnen wird mein Glaube demütiger. In ihnen wird meine Sprache genauer. Und vielleicht liegt gerade darin ein leiser Trost: Dass Gott nicht erst dort nahe ist, wo alles gelingt, sondern schon dort, wo ein Mensch versucht, wahrhaftig zu sprechen — und ein anderer Mensch ihn verstehen will.